



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Budde, L.: Die Mutter sehnt sich und der Vater wartet : eine
Weihnachtsgeschichte

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

heit geschöpft, daß Herr von Caprivi nicht allein eine ehrliche, offene Soldatennatur, ein pflichtgetreuer, eifriger Beamter und ein tüchtiger Fachminister, sondern auch ein weitschauender, klar blickender Staatsmann ist.



Die Mutter sehnt sich und der Vater wartet

Eine Weihnachtsgeschichte von E. Budde*)



Weihnachten stand vor der Thür, mit doppelter Freude für die Fröhlichen, mit Trost für die Betrübten, mit Gaben für alle. Teure alte Erinnerungen waren in seinem Gefolge und wollten ihre Stimmung über alles verbreiten, frohe junge Hoffnungen versteckten sich heimlich dahinter, um doch hindurchzuleuchten, und Stall und Scheune, Küche und Keller, alles wollte dazu beitragen und sein Bestes auf dem Weihnachtsaltar opfern. Die ganze Erde lag da und wartete mit Sehnsucht.

Das that auch Borumhof, ein schönes Besitztum, das in magerer Gegend in Westjütland lag. Im Sommer schoß es gleich einer Blume empor zwischen Heide und Moor, für den Augenblick aber war es etwas mitgenommen durch Regen und Nebel, Sturm und Schnee. Aber die Wartezeit wurde nicht lang, denn es gab genug zu thun, ehe man Weihnachten so willkommen heißen konnte, wie man sollte.

Ich bringe es nicht fertig! rief die Landrätin und sank erschöpft auf einen Stuhl, ich gehe drüber zu Grunde!

Und tauchst wieder auf, doppelt so hübsch und frisch als zuvor, denn so geht es ja stets, Mutter! fiel der Landrat ein. Gott sei gedankt für Weihnachten! es macht uns wieder jung, uns beide!

Um seinen Worten Nachdruck zu geben, legte der Landrat seine starken Arme um die schwächliche Figur seiner Landrätin, schwenkte sie herum, setzte sie wieder nieder und sah ihr mit einem Blick in die Augen, so fröhlich und so zärtlich, daß ihr Antlitz darunter errötete, trotz der vierzig und einigen Jahre, die darüber hingegangen waren. Und er hatte ein Recht, so zu sprechen, denn gab es einen Mann, der es verstand, Weihnachten mit froher Miene entgegenzusehen und es mit einer Freude zu feiern, die die Macht hatte, auch den

*) Aus dem Dänischen übersetzt von Therese Lork.

leisesten Schatten zu verschrecken, so war das der cand. phil., Gutsbesitzer, Müller und Landrat Malm auf Vorumhof.

Landrat war er, aber noch bis vor kurzem war er eine lange Reihe von Jahren Ökonomierat gewesen, und das war der Grund, daß er bei weitem mehr wie ein Ökonomierat als wie ein Landrat aussah. Und das war günstig, soweit es Weihnachten betraf, denn für einen Landrat eignet es sich nicht so gut, ein richtiges Weihnachten zu halten, wie für einen Ökonomierat. Unter einem Landrat versteht man ja einen feinen Mann, vor dem man den Hut zieht, so gehört sichs; aber ein richtiges Weihnachten bringt man nicht in Gang damit. Ein Ökonomierat dagegen ist eine frische Erscheinung, mit einem hiedern, jovialen Gesicht, aufgelegt zur Heftigkeit wie zur Heiterkeit, kurz eine Natur mit Blut in den Adern, und so ein Ökonomierat war der Landrat.

Nicht daß er es nicht verdient hätte, ein solcher zu werden; er hatte es ehrlich verdient. Vorumhof und seine Mühle hatte er als einen Klumpen Steppe gekauft, sumpfiges Erdreich, halb bebauter Felder, nackte Heidestrecken und keine Rundschaft für die Mühle; und in zehn Jahren war es von ihm zu einem beachtenswerten Besitztum emporgehoben worden, mit prächtigen Wiesen, drainirten Feldern, Grasplänen auf den Heidestrecken und einer Mühle, die Geld wie Heu brachte, sie war es eigentlich, die ihm Macht über das Ganze gab. Er war Gemeindevorstand, Landweskommisnar, Amtsrat, erster Wortführer für eine im Bau begriffene Eisenbahn und vollgiltiger Vertrauensmann für Groß und Klein in weitem Umkreise.

Wenn er das Jahr hindurch vor Eifer geschäumt und vor gutmütiger Herzlichkeit geleuchtet hatte, wenn er im Frühjahr über den Regen, im Sommer über den Sonnenschein gewütet und im Herbst seinen Barometer in Stücken zer schlagen hatte, weil er ihn verleitet hatte, bei Regenwetter einzufahren, wenn er sich im Frühjahr wie im Sommer und Herbst hochrot im Gesicht geschwagt hatte über die Teufelspolitik und bald darauf einem Widersacher, der in Not war, die helfende Hand gereicht, wenn, wie gesagt, das alles besorgt war und Weihnachten sich näherte, so verschwand das Spiel wechselnder Stimmungen von seinem Gesicht, und es stieg eine klare, ruhige Freude und Erwartung darin auf und breitete sich unwiderstehlich darüber aus. Und wenn der Augenblick gekommen war, wo die Thür zum Christbaum geöffnet werden sollte, so gab es weder Landrat noch Landrätin mehr, sondern Vater und Mutter nahmen sich mit leuchtenden Augen bei der Hand und verschwanden durch die Thür, um den Baum anzuzünden. Draußen warteten die Kinder — es waren drei Töchter, Inger, achtzehn Jahr alt, Luise, fünfzehn, und Margarete, zwölf, außerdem gab es noch einen kleinen Knaben von sechs Jahren, der Franz hieß und nach den Schwestern etwas hinterdrein gekommen war —, und hinter den Kindern wieder warteten die Leute. Und dann schlug der Vater die Thür zurück, trat darunter und sagte mit einem Gesicht, worin alle Weihnachtsfreude

leuchtete: Kommt, denn jetzt ist es Weihnachten, die Mutter sehnt sich und der Vater wartet! Dabei war ein Klang in seiner Stimme, der das Herz der Kinder wie eine frohe Botschaft traf; und wenn dann alle, auch die Leute mit, hineingetreten waren, das Christlied gesungen war, und das milde Antlitz der Mutter mit einem Lächeln durch Thränen über sie hinblickte, so beugte sich der Vater zu ihr herab und sagte halb schelmisch halb bewegt: Komm, nun gehen wir vereint der Freude entgegen, die uns erwartet! Die Kinder dagegen — die Mädchen nämlich, denn Franz hatte keinen Sinn für so etwas — nickten einander zu; denn es war ihnen, als lauschten sie auf eine schöne Geschichte, und diese wurde schöner und schöner mit jedem Weihnachtsabend. Und das waren sicher die theuern alten Erinnerungen, die sich hervordrängten und ihre Stimmung über Borumhofs Weihnachten verbreiteten.

Diesmal kam jedoch etwas ganz Neues hinzu, und das war Better Rudolf. Was für eine tüchtige ländliche Hausfrau auch die Landrätin geworden war, eine eingeborne Kopenhagnerin blieb sie doch. Zwar hatten während der vielen Jahre voll Kampf und Arbeit sie und die Familie in der Stadt einander nicht gesehen, auch nur selten von einander gehört; aber im Sommer war Inger dort zum Besuch gewesen, und dieser Besuch hatte nun manches zur Folge.

Vor allem stieg wie aus einem Verjüngungsbad die alte Zuneigung zwischen den so lange und so weit getrennten Familien, und sodann ging Inger selbst als neues Wesen draus hervor. Sie war das sprechende Abbild ihres Vaters, wiedergeboren mit allem Liebreiz eines jungen Mädchens. Leicht beweglich wie der spielende Wind auf der Heide, mit Wangen, frisch und gesund wie die erröthende Blüte auf dem Stengel der Erika, und mit zwei Augen, so klar und blau wie der wolkenlose Himmel ist, hatte sie sich mutwillig auf der Eltern Hof herumgetummelt, war Kind mit ihren Geschwistern gewesen und Kamerad mit einem gewaltigen Neufundländer, Rudy, der an der Kette im Hofe lag, weil er alle Fremden verschlingen wollte, und doch kein Fremder es liebte, verschlungen zu werden. Sie hatte gelacht und geweint bei anderer Freude und Schmerz und war oft in mädchenhaftem Ungestüm erglüht; dann war sie abgereist. Als aber der Wagen wieder mit ihr auf Borumhof einrollte, da stieg sie heraus, zwar anmutig und frisch wie zuvor, aber doch feiner im Zuschnitt. Ihr Kleid war länger geworden, der Hut eleganter, die Röthe ihrer Wangen klarer, und in ihren Augen hingen träumerische Schatten, die Thränen hinter dem Lächeln verbargen. Sie jagte sich nicht mehr mit den Geschwistern herum, ärgerte sich vielmehr über ihre Kindereien, und ihre Liebe zu Rudy war stiller und inniger geworden; sie brachte ihm mehr Leckerbissen als früher und konnte auch viel länger als früher ganz still sitzen und ihn lieben, kurz, sie war plötzlich vom Kinde zu einer jungen Dame herangereist, und das, in Verbindung mit dem Umstande, daß sie im ganzen Hause ebenso

plötzlich von Jünger zu Fräulein Jünger befördert worden war, imponirte Luise, regte ihre Bewunderung und erfüllte sie mit der Sehnsucht, sobald als möglich ebensoweit zu kommen. Auf Margarete dagegen, die sich darüber ärgerte, daß sie immer die jüngste bleiben sollte und immer am wenigsten beachtet wurde, hatte es die Wirkung, daß sie den Kopf in den Nacken warf und behauptete: daß Jünger so wichtig thue, das komme davon, wenn man zum Besuch nach Kopenhagen reise.

Dies war gleich so etwas, was dieser Besuch mit sich gebracht hatte, und später kam noch mehr. Es kam ein Brief vom Better Rudolf, mit der Bitte, Weihnachten auf Borumhof zu bringen zu dürfen.

Mutter! rief der Landrat und sah vergnügt von dem Brief auf, wir bekommen Besuch für Weihnachten, dein Nefse Rudolph kommt!

Rudolf? wiederholte die Landrätin, wie nett von ihm! Ich habe ihn nicht gesehen, seit ich ihn über der Taufe gehalten habe, und er war so ein reizendes Kind!

Dann wollen wir nur hoffen, daß er das Reizende in der langen Reihe von Jahren nicht ganz von sich abgestreift hat, meinte der Landrat. Was sagst du, Jünger? du kennst ihn ja.

Nicht ein Wort sagte Jünger. Sie wurde rot im Gesicht wie tropfendes Blut und eilte hinaus, von einer plötzlichen Emsigkeit erfaßt, die aber nicht größer war, als daß man einen Augenblick später bei der Hundehütte sehen konnte, wie sie sich über Rudy beugte, ihn liebte und sich aufs eifrigste und einschmeichelndste mit ihm unterhielt.

Es war wunderbar, wie wenig Fräulein Jünger stets über Better Rudolf zu sagen wußte. Alle, die ihn kannten, erzählten bereitwillig, daß er ein flotter Student und auch ein schöner und lieber Mensch sei; aber Fräulein Jünger hüllte sich in Schweigen, sobald die Rede auf ihn kam.

Auffallend war auch die Unruhe, die sie im Blute zu haben schien seit jenem Tage, wo sie erfahren hatte, daß er kommen würde. In dem einen Augenblicke jubelte sie himmelhoch, im nächsten war sie gedankenvoll und unzugänglich. Und Margarete warf so manches mal den Kopf in den Nacken und meinte, Jünger sei entsetzlich launenhaft, das hätte man nun davon, daß sie zum Besuch in Kopenhagen gewesen wäre.

Was konnte das wohl sein? War das vielleicht die frohe junge Hoffnung, die sich hinter Borumhofs Weihnachten verborgen hielt und in Ungeduld wartete, siegend durchzubrechen und durchzuleuchten?

Wie sich nun auch verhalten mochte, einer war da, der sich nach Weihnachten sehnte und klar und bestimmt wußte, weshalb er sich darnach sehnte, und das war „Schmalhans“. Er war ein strohhalmdünner Gesell, der im November als Stallburche nach Borumhof gekommen war und seitdem täglich in Glückseligkeit schwamm, weil er hier alles bekam, was er essen konnte, und alles aß, was er

bekommen konnte, zwei Dinge, die sehr selten zusammentreffen, und die doch leider zu einem vollkommenen Glück notwendig sind. Er hatte ein außergewöhnliches Geschick, Eswaren zu sich zu nehmen, und gleichzeitig das mit den sieben mageren Kühen gemein, daß er die sieben fetten verschlingen konnte und trotzdem so dünn und klein blieb wie zuvor. Aber alles, was er über Weihnachten auf Borumhof gehört hatte, hatte ihn in der Ansicht bestärkt, daß dieses das wahre Wohlleben sei — das war sein Grund, sich darnach zu sehnen, und der war ebenso vernünftig wie klar. Sobald daher die Vorbereitungen dazu begannen, war auch Schmalhans dabei und verfolgte sie seitdem mit ungeschwächter Teilnahme.

Mit großem Interesse ging er dem Landrat auf Schritt und Tritt nach, als dieser nach altem Brauch in eigener Person das Weihnachtsrind und die Weihnachtsschweine zur letzten Mast auswählte, ehe sie geschlachtet wurden. Und wie tüchtig er sich in seines Hausherrn Art und Weise eingelebt hatte, bewies die fachverständige Miene, mit der er seitdem täglich die Tiere befühlte und untersuchte, wie er sie mit leisem Zweifel betrachtete, ihnen eine kleine Extrasütterung zuschob und mit unverhohlener Freude Zeuge war, wie bald und vollständig sie das alles verschlungen hatten.

Sein geschäftsmäßiger Geist wünschte jedoch auch im Innern des Hauses die Hand im Spiel haben zu können, und dieser Wunsch wurde immer lebhafter, als nicht nur das Rind und die Schweine, sondern auch Enten, Gänse und sonstiges Lebende aus Stall und Scheune in das Innere verschwanden. Er mußte einen Zugang dazu suchen, und er fand ihn in Franz. Dieser Zugang hatte jedoch keine Schwierigkeiten, weil auch Franz zu dieser Zeit von großer Unternehmungslust und großem Eifer beseelt war, heraus- und hineinfuhr, hier und dort und überall Anliegen hatte und nie zu fassen war, wo man ihn hingesezt hatte. Mit freundlichem Zuruf wie mit einladenden Winken versuchte ihn Schmalhans lange vergebens einzufangen. Doch ein fester Wille und ruhige Beharrlichkeit führen zuletzt zum Ziel. Eines Tages hatte er gerade den Stall gereinigt und stand noch mit hochgefaßter Mistkarre, als Franz in großer Eile vorübergeschossen kam. Komm er doch hierher, Fränzchen! rief Schmalhans, von einem glücklichen Gedanken erleuchtet, hier kann er eine Fahrt in der Karre machen!

Franz hielt in seinem Eifer mit aufhorchender Miene inne. Wäre die Rede davon gewesen, in einem gewöhnlichen Wagen eine Fahrt zu machen, so würde er dies in so arbeitsreicher Zeit abgeschlagen haben, aber eine Mistkarre war apart und deshalb nicht gut von der Hand zu weisen, gar nicht zu reden von der Auszeichnung, daß man ihn mit „er“ statt mit „du“ anredete. Das schöne Anerbieten in so höflicher Weise vorgebracht sagte Franz außerordentlich zu und wurde nach kurzer Überlegung mit Dank angenommen.

Es ist reines Stroh in der Karre! sagte Schmalhans voll Höflichkeit und Aufmerksamkeit; Franz sezte sich hinein, und nun war er gefangen.

Hat er vielleicht etwas darüber gehört, wer Schweinebraten, und wer Gänsebraten bekommen soll? fragte Schmalhans und fuhr mit ihm davon, fügte jedoch mit frommer Ergebung in des Schicksals Willen hinzu: Übrigens ist ja alles gleich fett.

Das ist es! versicherte Franz, denn das Schwein —

Das kenne ich! fiel Schmalhans ein, um überflüssigem Geschwätz vorzubeugen.

Ja, und Mutter meint, fuhr Franz fort, daß sie nie so fette Gänse gesehen habe, deshalb kannst du ruhig sein, daß alles gleich fett ist.

Hör er mal! begann Schmalhans von neuem, da diese Sache abgethan war; er kann vielleicht in der Küche anbringen, daß er einen weiß, der sein Gänse rupft, und das bin ich!

Wir werfen um! rief Franz ein wenig erschrocken, denn die Karre begann sich bedenklich über den Rand des Misthaufens zu neigen.

Ja, ist es nicht verdammt mit so einer Mistkarre, was sie für Einfälle hat? rief Schmalhans aus. Beeile er sich nur, ja! zu sagen, dann richtet sie sich wieder auf. Franz war nicht müßig, dem Winke zu folgen und ohne Besinnen zu geloben, was von ihm verlangt wurde, denn die Karre schwankte mehr und mehr. Und siehe da: augenblicklich richtete sie sich wieder auf und lief wie nach der Schnur, bis Schmalhans müde war und Franz genug von der Fahrt hatte.

Daß er mich nur erst einen Finger drin haben! nickte Schmalhans ihm nach, als Franz ging, ich weiß schon, was nachfolgt.

Eine Stunde später saß Schmalhans im Brauhause und rupfte Gänse und schwamm in Federn und Glückseligkeit. Der Weg der Gänse führte vom Brauhause zum Keller, und Schmalhans ging mit. Dort hängte er sie an den Beinen auf, bemerkte mit tiefer Zufriedenheit, welche eine lange Reihe sie bildeten, kostete das Weihnachtsbier, das in großen Tonnen aufgespeichert lag, streichelte die fetten Speckseiten und betrachtete den fleischigen Körper des Weihnachtsrindes mit einer Mischung von Stolz und Freude — das konnte er, denn er und das Rind teilten die Ehre miteinander. Vom Keller führte eine Treppe gleich in die Küche, und dort bekam er erst einen Finger in alle Löpfe, und dann beide Hände voll Kuchen, Pfeffernüsse und Apfelschnitte. Sie kamen so schnell aus dem Ofen und der Pfanne, als er sie nach der Speisekammer tragen konnte, und er lief hin und her, daß ihm der Schweiß am Gesicht herunter rann, und er kostete, bis ihm die Kehle zugeschnürt war. Erst als alle Wandbretter gefüllt waren, hörte er auf und sah sich mit frohem Lächeln um, denn nun wußte er, daß gethan war, was gethan werden konnte.

Am nächsten Morgen wurde der Staatswagen hervorgezogen, das lackirte Baumzeug auf die Kutschpferde gelegt und der ehrenwerte alte Kutschermantel von dem ehrenwerten alten Kutscher ausgeklopft und ausgebürstet. Schmalhans

betrachtete sich ein Weilchen diese Dinge mit ernsthaftem Nachdenken, sah sich darauf spähend um, bekam Franz zu Gesicht, winkte ihn vertraulich heran und hatte ihn glücklich nach ein paar Minuten wieder in der Mistkarre drin.

Heute wird wohl nach der Stadt gefahren? fragte er und schob drauf los.

Ja, entgegnete Franz voller Lebhaftigkeit. Aber ich darf nicht mit, denn sie wollen Weihnachtseinkäufe machen, und die darf ich nicht sehen, sonst giebt's keine Überraschung.

Wenn sie nur auch dran denken, etwas für mich zu kaufen! sagte Schmalhans und sah Franz mit durchdringendem Ernst an.

Das thun sie, denn sie kaufen für alle ein, antwortete Franz, und Vater selbst sagte heute zur Mutter, daß du neu wärest und nicht vergessen werden dürftest.

Das ist gut! nickte Schmalhans, überlegte ein wenig und fügte dann hinzu: er könnte eigentlich, ehe sie abfahren, recht gut anbringen, daß ich gern eine Pfeife haben möchte und ein Viertel Tabak, denn ich rauche gern. Beeile er sich, ja! zu sagen.

Die verzwickte Karre begann nämlich, auf einmal sich wieder zu neigen; aber kaum hatte Franz sein Versprechen gegeben, als sie sich auch schon wieder aufrichtete und so flott dahin glitt wie ein Schiff auf stiller See. Und als der Wagen zum Thor hinausschwante, nickte der Landrat wohlmeinend, und Schmalhans begriff, daß jetzt der Hausherr Bescheid wußte, wer rauchen könne.

Am nächsten Vormittag, denn länger dauerte es nicht, thronte Franz wieder in der Karre mit einem Ausdruck von Selbstbewußtsein und Behagen, der bezeugte, daß er sich in dieser Herrlichkeit schon ganz heimisch fühlte, ohne blasiert zu sein und den Geschmack dafür verloren zu haben.

Was machte denn seine Mutter gestern abend? fragte Schmalhans mit der Unverfrorenheit, zu der ihn ihr beiderseitiges jetziges Verhältnis berechtigte.

Tüten und Herzen an den Christbaum! antwortete Franz. Mutter meinte, du würdest große Augen machen, weil du noch nie dabei gewesen wärest.

Auf die Augen kommt es nicht an, entgegnete Schmalhans verständig wie immer; es kommt darauf an, ob auch was drin ist.

Sowohl ist was drin, sagte Franz beruhigend. In allen Tüten sind Rosinen, Mandeln und Pfeffernüsse, in allen Herzen Brustzucker und Schokolade, und das sind die besten. Vater und Mutter schneiden sie ab, und ich verteile sie an alle.

Dann denke er auch daran, daß ich meist Herzen bekomme! ermahnte Schmalhans. Die Karre begann zu schwanken, aber Franz wußte ja nun Bescheid, wie er dies zu nehmen habe, und beeilte sich zu antworten, daß er der Herzen sicher sein könnte.

Und so hatten sowohl Stall und Scheune — in dieser lag Getreide in Haufen, ein Haufe für jeden Tagelöhner des Hofes — als Küche und Keller das Thrige

bereit, und Weihnachten konnte kommen, sobald es wollte. Das that es denn auch tags darauf, und zuerst brachte es in den Nachmittagsstunden den Vetter Rudolf aus Kopenhagen.

Kaum umschlossen ihn Borumhofs Mauern, als der Landrat beide Hände auf seine Schultern legte, ihn eine Armeslänge von sich hielt und ausrief: Nun laß dich erst einmal anschauen! Mutter, er hat ja ganz deine Augen! Nein, komm einmal her, er ist dein ganzes Abbild! Willkommen, mein Junge! Entschuldige, daß ich einen wohlgebornen Studenten so titulire, aber du bist meiner Frau Geschwisterkind und folglich auch meins. Nun weißt du, mein Lieber! Dabei nahm er Vetter Rudolfs Hände in die seinen, drückte sie kräftig und überließ ihn endlich lachend den Armen der Landrätin.

Derart in den Schoß der Familie aufgenommen, begrüßte Vetter Rudolf artig die Kousinen und den kleinen Vetter Franz, sah aber gleichzeitig aus, als suchte oder vermischte er etwas, wovon man doch nicht wissen konnte, was es war. Sollte es am Ende Fräulein Inger gewesen sein? Sie war nämlich nicht zu sehen, aber als sie schließlich kam, da ging es wie ein Leuchten über Vetter Rudolfs Antlitz, und er eilte auf sie zu mit einem Eifer, als ob er etwas auf dem Herzen hätte und sich sehnte, es herunterzubekommen.

Fräulein Ingers Gesicht erglühte aber wie eine Rose, und als sie ihm, ohne aufzusehen, ihre Hand gereicht und diese dann wieder zurückgezogen hatte, als ob sie sich verbrannt hätte, da beeilte sich auch Vetter Rudolf, in den Backen so rot zu werden, als er konnte, und verduzt und verwirrt auszussehen.

Ein flotter Bursche, dieser Rudolf! sagte der Landrat später zu seiner Landrätin. Aber es kam mir so vor, als ob Inger und er sich etwas fremd begrüßten. Sollte etwas zwischen ihnen vorgekommen sein?

Ach nein, antwortete seine Frau mit einer Zuversicht, die auch ihren guten Mann beruhigte. Es war wohl nicht so schlimm, wie es aussah. Es klärt sich schon, du wirst sehen!

Vetter Rudolf sieht reizend aus! Nicht, Inger? meinte Luise in unerschuldiger Bewunderung, als sich die drei Schwestern auf ihrem Zimmer trafen, um sich für den Abend fertig zu machen. Fräulein Inger sah hastig mit einem fast mißtrauischen Blick auf und entgegnete etwas überlegen: So spricht man nicht über einen jungen Mann, den man noch so wenig kennt, wie du den Vetter Rudolf. Das paßt sich nicht.

Luise sah ganz verschämt und erschrocken aus, daß sie so gefehlt hatte. Margarete aber warf den Kopf in den Nacken und sagte in keck herausforderndem Ton: Gewiß sieht er reizend aus, und das findet Inger auch, das weiß ich. Denn ich habe gesehen, daß sie lange, lange in der Gartenecke stand und nach dem Wagen ausschaute, und als dieser endlich in weiter Entfernung kam, lief sie so schnell davon, daß sie ihren Schuh im Schnee verlor und auf einem Schuh durch den ganzen Garten hopfte, weil sie nicht umkehren durfte

und den andern suchen. Ich habe es gesehen, und deshalb kam sie auch so spät, und deshalb wurde sie so rot, ja deshalb. Aber Inger thut sich jetzt immer so, das kommt davon, wenn man zum Besuch in Kopenhagen gewesen ist.

Das arme Fräulein Inger hatte die ganze Standrede ihrer hochnäsigen kleinen Schwester über sich ergehen lassen mit Augen, die vor Verwirrung und Ratlosigkeit immer größer und größer wurden, während aus ihrer Haltung jede Spur von Überlegenheit verschwand. Blutröt im Gesicht, versuchte sie zu antworten; aber ihre Brust begann zu wogen, sie brachte kein Wort hervor und als sie ein Weilschen so gestanden hatte, füllten sich ihre Augen mit Thränen, und sie wandte sich ab und eilte davon. Margarete sah ihr erst erschrocken, dann mehr und mehr angsterfüllt nach. Inger, liebe, süße Inger! Ich habe es ja nicht böse gemeint! rief sie zur Thür hinaus. Aber Inger hörte nicht. Sie war fort und blieb fort, und Margarethe setzte sich nieder und weinte. Luise stand einen Augenblick und betrachtete sie, dann begann auch sie zu weinen. Und auf diese Weise fingen die drei Schwestern an, sich für den Weihnachtsabend vorzubereiten; das war nicht vielversprechend.

Oben in dem Gastzimmer sah es nicht viel besser aus. Dort saß Vetter Rudolf gedankenvoll und mit schwerem Herzen. Er hatte sich so sehr gesehnt, ein Antlitz wieder zu sehen, sich ausgemalt, wie es sich ihm zuwenden würde mit süßem, strahlendem Lächeln. Nun hatte er es wiedergesehen, und es hatte kaum einen Blick für ihn gehabt, dann hatte es sich abgewandt. Das Antlitz, von dem er Tag und Nacht geträumt hatte, hatte kein einziges Lächeln für ihn gehabt, und das kann einem jungen Herzen schon weh thun — manchmal auch einem alten mit. Deshalb saß Vetter Rudolf oben in der Gaststube und war nicht so froh, wie er hätte sein sollen.

Er bedurfte eines Trösters, und den führte er mit sich in seinem Koffer. Dort lagen alle seine Weihnachtsgeschenke, wohl eingepackt und geordnet. Die reiflichen Überlegungen so mancher Tage, so manchen Beschluß hin und wieder hatte es gekostet, ehe er die Wahl getroffen hatte. Sie sollten ausdrücken, wie herzlich gut er es mit ihnen allen meinte, und eins davon sollte ein Wort in deren Ohr flüstern, von deren Antlitz sein Herz geträumt hatte, von deren Antlitz es sich nicht abwenden konnte.

Er nahm ein hübsches kleines Buch in die Hand, es flammte in Goldschnitt, und Liebesgötter flatterten über den feinen Einband. Das legte er auf den Tisch vor sich hin, stützte die Stirn in die Hand und sah gedankenvoll darauf nieder. Dann suchte er eine Weihnachtskarte aus und begann nachzudenken und zu schreiben. Aber schon während er dachte und schrieb, schlich sich ein Lächeln um seinen Mund, und das blieb dort ruhen, auch als er fertig war, die Karte in dem Buche verwahrt hatte und nun in stillen, süßen Träumen dasaß.

Klingklang! Klingklang! tönte es plötzlich über Wald und Heide, über

Land und Stadt; es war die große Kirchenglocke, die vom Turm herab Weihnachten einläutete und Wiederhall in nah und fern fand. Klinglingling! Klinglingling! fiel die kleine Glocke von Borumhof ein und rief zur Festmahlszeit.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Militärische Bedenken. In Deutschland klammert sich der Optimismus immer an den Gedanken, in der entscheidenden Stunde werde die Armee alles gut machen. Ganz gewiß, die Armee wird nicht versagen und ihre Schuldigkeit thun. Ob sie aber unter allen Verhältnissen der Dinge Herr werden kann, ist eine andre Frage. Der Hauptwert einer Armee liegt in ihren Chargen, in der Hauptsache in ihrem Offizierkorps, dann auch in den Unteroffizieren. Das deutsche Offizierkorps ist etwas ganz eigenartiges. Der deutsche Offizier dient nicht um Bezahlung, sondern dient um die Ehre; darum ist es auch erforderlich, alle Verhältnisse des Korps sehr diskret zu behandeln. Die hohe soziale Stellung muß Ersatz bieten für mangelnden materiellen Erwerb. Wird daran gerüttelt, so wird bald der Ersatz für die Offizierkorps fehlen. Die Bezahlung kann keine Eltern verlocken, ihren Sohn Offizier werden zu lassen, denn er bezieht, solange er sich in den subalternen Stellungen befindet, einen Gehalt wie ein gewandter Bedienter. Jede andre Laufbahn bietet in dieser Beziehung ungleich mehr. Anders liegt die Sache bei den Unteroffizieren. Hier ist nur mit Geld zu helfen. Man kann es dem Soldaten nicht verdenken, wenn er sich nach Ablauf seiner Dienstzeit sofort in einer Zivilstellung sein Brot sucht, wo er meist weniger angestrengt zu arbeiten hat und pekuniär viel besser steht. Wirklich tüchtige Leute in den Unteroffizierkorps, ohne die eine Armee ihren Wert nicht behaupten kann, wird man in unsern Zeiten nur haben können, wenn man ihnen bessere Aussichten für die Zukunft gewährt. Es ist daher tief zu beklagen, daß der deutsche Reichstag seiner Zeit die Vorlage wegen der Unteroffiziersprämien so arg beschnitten hat, daß sie ihren Zweck nicht erfüllen kann. Das Material des gemeinen Mannes ist nicht mehr das alte, es ist nicht mehr das, das die Schlachten der Befreiungskriege und der Feldzüge Kaiser Wilhelms I. geschlagen hat. Leute, die in den Kellern der modernen Großstädte in körperlich und geistig ungesunder Atmosphäre aufgewachsen sind, erscheinen von Jahr zu Jahr in immer wachsendem Prozentsatz unter den Rekruten und verdrängen die gesunden und kräftigen Söhne der Bevölkerung des platten Landes. Es sind das freilich Übelstände, mit denen alle modernen Großstaaten rechnen müssen, noch am wenigsten Rußland.

Nächst dem Personal ist Ausbildung und Bewaffnung der wichtigste Faktor in der Armee. Hier nun ohne weiteres der deutschen Armee ein Übergewicht zugestehen zu wollen, wäre nicht unbedenklich. Die Bewaffnung in allen Kulturstaaten steht auf derselben Stufe, in Rußland wird sie es in etwa zwei Jahren sein, und der Dreieubund wird die Rüstungen Rußlands sicherlich nicht hindern. Was